Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

Zwei Kämpfer kamen auf den Wagen zu und stiegen hinten ein. Sofort verbreitete sich der Geruch von Schweiß und Waffenöl. „Losfahren!“, befahl der eine auf Englisch. Weber verspürte den Lauf einer Maschinenpistole in seinem Rücken und gab Gas. „Not so fast!“, schnauzte der Kämpfer. Seine Kumpanen trabten hinterher.

„Jetzt haben wir den Salat“, brummte Weber auf Deutsch, „schöne Scheiße! Ich hätte mehr auf mein Bauchgefühl hören sollen. Ich hab´s doch die ganze Zeit geahnt! Wer weiß, was sie mit uns vorhaben. Bestimmt nichts Gutes! Was ist dies doch für ein scheiß Land, wo man seines Lebens nicht sicher sein kann!“

„Sie werden uns zum Mittagessen einladen“, sagte Schönberg, dem dieses Gejammer auf die Nerven fiel.

„Deinen Humor möcht´ ich haben!“

„Shut up !“, kam es roh von hinten.

Immer, wenn Weber Angst hatte, fing er an zu reden. Und jetzt hatte er Angst. Nun gut, unter diesen Bedingungen kann das dem Tapfersten passieren. Angst haben bedeutet ja nicht, ein Feigling zu sein. Es kann mancherlei bedeuten, zum Beispiel, dass man mit den Nerven fertig ist und nicht mehr weiter weiß, oder dass man zu der Erkenntnis gelangt, das Risiko sei die Sache nicht wert, dass man aber nicht mehr zurück kann. Die meiste Angst hat man, wenn etwas schief läuft und man mit einem bösen Ende rechnet. Genau das war jetzt der Fall.

„Da hinein!“

Unvermutet öffnete sich die Wand und ließ eine schmale Gasse frei, in die Weber jetzt einbog. Der Weg war so schmal, das der Wagen nur mit Mühe hindurchpasste. Nach einigen hundert Metern bog der Pfad nach rechts ab; schließlich mündete er in einer kleinen Bucht.

„Anhalten, Motor ausstellen und aussteigen! Die Hände schön über den Kopf! Wird´s bald?“, röhrte der Kämpfer.

Weber stellte den Wagen am Grund eines überhängenden Felsens ab, so dass er von oben nicht zu sehen war.

„We are unarmed “, sagte Schönberg, als einer der beiden Kämpfer auf ihn zu trat, um ihn abzutasten, „oder hast du das rote Kreuz nicht gesehen?“ Der andere Kämpfer stand etwas abseits mit der Waffe im Anschlag.

Der Angeredete sagte nichts. Stumpfsinnig fuhr er mit seiner Tätigkeit fort. Es war ein Mann in mittleren Jahren, mit leichtem Fettansatz, plump und unbeholfen in seinen Bewegungen, die etwas Marionettenhaftes an sich hatten. Obwohl sein Gesicht von Bart und Sonnenbrille fast vollständig verdeckt war, erkannte der Doktor, dass es stark entstellt war.

Nachdem er den Doktor abgetastet hatte, wandte sich der Kämpfer Hussein al-Dorhani zu. Schönberg hatte jetzt Gelegenheit, den stolzen Mann in Ruhe zu betrachten. In der Nacht war es zu dunkel gewesen, und beim Einsteigen heute früh war alles sehr schnell gegangen, und im Auto hatte er ihn kaum angeblickt.

Er schätzte sein Alter auf fünfundfünfzig bis sechzig. Auf dem Kopf des mittelgroßen, aber kräftigen Mannes saß die turmhohe Pelzmütze mit dem mehrfach geschlungenen weißen Band, das al-Dorhani als 'Hadschi', als Mekka-Pilger, auswies. Sein Bart war grau, das Gesicht braun und von Wind und Wetter gegerbt. Besonders beeindruckend waren die hellen blauen Augen, die in diesem Umfeld etwas fremdartig wirkten. (Die Pashtunen behaupten von sich, dass sie zur arischen Rasse gehören.) Bekleidet war er mit einer Art Kosakenuniform – möglicherweise ein Beutestück – deren Hosenbeine in Schaftstiefeln aus Ziegenleder steckten.

Gegenwärtig blickte er ziemlich martialisch drein, denn die Untersuchung behagte ihm natürlich überhaupt nicht.

Der Kämpfer war nun mit al-Dorhani fertig. Er blickte sich unschlüssig um. Jetzt trat er einen Schritt auf die junge Frau zu. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er tatsächlich auch sie abtasten.

Hussein al-Dorhanis finsteres Gesicht verdüsterte sich noch weiter. Er zog geräuschvoll die Nase hoch. Anscheinend war er im Begriff, vor dem Kämpfer auszuspucken. Der erhob sein Gewehr, um al-Dorhani einen heftigen Stoß vor die Brust zu versetzen. Doch dazu kam es nicht. Ein scharfer Befehl, den Schönberg

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

nicht verstand, bewirkte, dass sich der Kämpfer wütend umdrehte und zur Seite trat. Inzwischen waren nämlich auch die anderen Krieger angekommen, darunter offensichtlich auch ihr Anführer. Der, ein Hüne von Mann, trat auf den Pashtunen zu und zischte auf Dari: „Wag´ es noch einmal, du dreckiger Hund, einen meiner Kämpfer zu beleidigen, und du bist ein toter Hund!“ Die junge Frau übersah er.

Die Lage war jetzt hochexplosiv. Die Luft knisterte geradezu vor Spannung. Wie gut, dass ich ihre Sprache beherrsche, dachte Schönberg, vielleicht höre ich ja Dinge, die mir und der Frau noch einmal das Leben retten. Dass al-Dorhani ein Todeskandidat war, daran bestand für ihn nach dem Vorfall eben kein Zweifel. Sie würden die geringste Verfehlung zum Vorwand nehmen, um ihn umzulegen. Auch ohne dem hassten sich die iranischen Schiiten und die einheimischen Suniten, die sich gegenseitig Verrat am Propheten vorwarfen, bis aufs Blut.

Der Anführer streckte den Arm aus und sagte: „Go on! Da geht´s lang! Beim geringsten Fluchtversuch schießen wir!“

Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung, zwei Kämpfer vor den Gefangenen, der Rest als Nachhut. Schönberg ging hinter der jungen Frau. Trotz der fürchterlichen Situation genoss er die Anmut ihrer Bewegungen. Ihr Gewand ließ wenig von ihren Formen erkennen, aber er kannte die Körper ähnlicher Frauen: Sie waren mädchenhaft zart und voll zugleich. Er stellte sich vor, wie sie ihr Kleid abstreift und nackt, nur mit den bunt schillernden Reifen um Hand- und Fußgelenken, vor ihm steht. Rosenduft erfüllt das Bodoir. Mit den gehauchten Worten: „Komm. Liebster, komm!“ sinkt sie in seine Arme...

Der Pfad, der sich in gewundener Zickzacklinie zwischen den kantigen Felsen hindurchschlängelte, wurde allmählich schmaler. Die Gruppe war gezwungen, im Gänsemarsch zu gehen. Die Kämpfer trieben die Gefangenen mit heiseren Rufen an. Gelegentlich stießen sie ihnen mit den Läufen ihrer Karabiner in den Rücken. Manchmal stolperte die junge Frau und hielt sich am Arm ihres Mannes fest.

Die Gefangenen marschierten zunächst schweigend.

Schönberg verspürte keine Angst. Er wusste: Sie würden weder ihn noch Weber töten, zumindest nicht in absehbarer Zeit. Bis dahin ließe sich bestimmt ein Ausweg finden, wenn er auch jetzt noch keinen sah. Es kam immer wieder vor, dass Ärzte entführt und gezwungen wurden, in den versteckten Terroristencamps medizinische Dienste zu verrichten. Außerdem benötigten die Terroristen seinen fachlichen Rat, die medizinische Gerät und die Medikamente, die hinten im Landrover lagen. Die Berichte von Kollegen, die in eine ähnliche Situation geraten waren, ließen hoffen: Wenn er sich gefügig zeigte, würden sie ihn sogar vergleichsweise gut behandeln. Und in gewisser Weise stand er als Mitglied von 'Ärzte ohne Grenzen' ja auch unter dem Schutz der internationalen Gemeinschaft. Wirklich überzeugt davon, dass ihnen die internationale Gemeinschaft helfen könnte, war er gerade nicht. Dafür war das Land hier viel zu unübersichtlich.

Nein, Kopfzerbrechen bereitete etwas anderes. Es war der Gewissenskonflikt, der jetzt auf ihn zukam. Sein ärztliches Ethos gebot ihm, einen verwundeten Sal-Kämpfer genau so sorgfältig zu behandeln wie einen verwundeten Zivilisten, auch in der Gewissheit, dass der Kämpfer nach seine Genesung wieder versuchen würde, Unschuldige in den Tod zu bomben. Wenn Schönberg auch in anderen Lebensbereichen ein Hallodri war, seinen Eid nahm er verdammt ernst, wie kaum ein Arzt dieses von Korruption und Vetternwirtschaft gebeutelten Landes.

Nun ja, in dieser Hinsicht war er allerdings nicht der einzige. Es gab verbürgte Berichte von Kollegen, die an diesem Zwiespalt im Drogenrausch oder sonst wie zugrunde gegangen waren.

„Wohin führst du uns, du Herrscher über tausend tapfere Krieger?“ rief die junge Frau plötzlich dem Anführer, der vor ihr ging, auf Pashto zu. Die nackten Felswände verstärkten den Klang ihrer hellen Stimme, sodass sie dem Doktor wie Glockengeläut vorkam.

Der Ausruf kam so überraschend, dass Schönberg zunächst den Sinn der Worte nicht verstand. Dann stockte ihm der Atem. Die Anrede in der den schiitischen Terroristen verhassten Sprache, noch dazu von einer

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

Frau, war eine ungeheure Provokation. Sein erster Gedanke: Das ist nicht Mut, das ist Waghalsigkeit, mehr noch, das ist todessehnsüchtige Tollheit. Ist die Frau lebensmüde? Doch er fand er eine andere, ebenso unheimliche Erklärung: Marjam wollte sich jetzt schon als unerschrockene Kämpferin andienen. Frauen wurden durchaus als Kriegerinnen geschätzt. Vielleicht, kalkulierte Schönberg weiter, will sie ja das Leben ihres Mannes retten, indem sie ihr Leben gegen seines in die Waagschale wirft.

Der Anführer drehte sich um. „Das wirst du schon sehen, mein Täubchen!“ gab er übertrieben galant zurück. Dabei schnalzte er mit der Zunge. Am liebsten hätte ihm Schönberg die Faust in die Fresse geschlagen.

Inzwischen war es den Gefangenen heiß geworden. Die Strahlen der tiefer stehende Sonne fielen fast senkrecht auf die schrägen Felswände und heizten sie gehörig auf. Kein Luftzug sorgte für Kühlung; der Weg zog sich endlos dahin.

Mit Zurufen und Rippenstößen trieben die Entführer ihre Opfer jetzt zur Eile an. Nach endlosem Stolpern über buckeliges Gestein am Boden enger Felsengassen traten die weißen Kalksteinwände plötzlich zurück, und der Blick weitete sich. Vor ihnen lag ein breites, langgestrecktes Tal, auf dessen Grund sich rötlich der Pfad dahin schlängelte. Die Luft flimmerte vor Hitze. Auf den weniger steilen Hängen wucherte Dornengestrüpp, so dicht und verfilzt, dass es aussah, als käme kein Kaninchen hindurch, geschweige denn ein Mensch.

Bis auf das knisternde Geräusch ihrer Schritte war es totenstill. Das Tal lag ausgestorben unter dem brütenden Glast der Sonne. Es vermittelte den Eindruck extremer Fremdartigkeit. Wie mit Spiegeln warfen die Felswände die Helligkeit auf die Menschen. Schönbergs Augen schmerzten. Er hätte viel für seine Sonnenbrille gegeben. Doch die lag im Landrover oder war schon als Kriegsbeute verteilt. Auf der Venus sieht es wahrscheinlich kaum anders aus, dachte er, nur der blassblaue Himmel und die kreisenden Bussarde hoch oben erinnern daran, dass wir uns auf einem Planeten namens Erde bewegen.

Mit jedem Schritt wurde das Gehen mühsamer. Weber blickte auf seine Armbanduhr und stellte fest, dass sie sich bereits seit fast anderthalb Stunden über diese Mondlandschaft quälten, und immer noch gab es kein Anzeichen, dass die unsägliche Tour bald ein Ende finden würde. Weder ein Bergdorf, eine Burgruine, ein Ziegenstall, noch irgendetwas anderes, das auf die Anwesenheit von Menschen und Tieren hinwies, kam in Sicht. Noch nicht einmal ein Karnickel ließ sich blicken. Außerdem quälte ihn der Durst. Die Zunge füllte ihm wie ein trockener Tennisball den Mund aus. Nase und Lippen waren aufgedunsen und von der Sonne verbrannt. Seine Schirmmütze lag natürlich im Landrover.

Schönberg ging es etwas besser. Als geübter Marathonläufer war er Durststrecken gewohnt. Doch auch er war kein Kind der Wüste und schon gar kein Kamel, das gelernt hat, auch bei größter Hitze tagelang ohne Wasser auszukommen. Nicht nur als Arzt hielt er es jetzt für angebracht, eine Weile zu rasten, um verschnaufen und etwas zu trinken.

„He, du, Anführer!“ rief er, „wir brauchen eine Verschnaufpause und Wasser!“

Der Hüne tat, als habe er nicht gehört und ging weiter.

„Bei Allah!“ rief Schönberg noch lauter, „Anführer, bist du taub? Willst du, dass wir verdursten? Denk´ daran, wir sind deine Gäste, und deine Religion gebietet Gastfreundschaft!“

Der Anführer blieb stehen und drehte sich um. Er sah Schönberg drohend an. Die Gläser seiner Sonnenbrille waren zwei Schwarze Löcher, die jede Hoffnung vernichteten.

„Das gilt nur für Gläubige, nicht für Ungläubige. Es geht weiter!“

5

Der Oberst drückte Taifan einen flüchtigen Kuss auf die heiße Stirn, lockerte Kragen und Koppel und ließ sich herzhaft seufzend in den abgenutzten Fauteuil fallen, der offensichtlich noch aus der französischen Besatzungszeit übrig geblieben war und ziemlich muffig roch.

„Wer war denn dieser schreckliche Mann eben?“, fragte Taifan mit ihrer piepsigen Kinderstimme.

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

Der Oberst machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ach, irgend ein Schnüffler von der UN“, antwortete er leichthin, „einer von der unangenehmen Sorte, die sich in alles einmischen aber von nichts eine Ahnung haben. Nennt sich Special Invertigator. Diese Leute machen einem den Dienst noch schwerer, als er sowieso schon ist.“

„Mein armer Soldat! Du sahst zwischendurch auch ziemlich unglücklich aus. Wie zerknautscht und schlecht gebügelt.“ Taifan lachte einfältig. „Hat er dich sehr geärgert, der Unmensch?“

„Geärgert? Nicht sehr... Aber ich war tatsächlich unglücklich, mein Täubchen, sehr unglücklich sogar!“

„Wegen dieses Schnüfflers?“

Weizenkorn erhob sich und ließ sich neben dem 'Täubchen' nieder. „Natürlich nicht wegen dieses –“ er wollte sagen Sesselfurzers, aber ihm fehlte der englische Begriff, er sagte – „doch nicht wegen dieses pen pushers! Sondern weil ich dich plötzlich nicht mehr sehen konnte, denn du warst auf einmal verschwunden!“

„Das tut mir aber leid, o du mein strahlender Held! Ich war mal eben – na, du weißt schon! Was wollte er denn?“

Der Oberst hätte sich lieber die Zungenspitze abgebissen, als auch nur die kleinste militärische Einzelheit auszuplaudern. Er wusste natürlich, dass Taifans entzückende Naivität nur vorgetäuscht war. So dämlich wie sie jetzt tat, war sogar in diesem Land keine junge Frau mehr. Immerhin gab sie ihr Alter mit zweiundzwanzig einhalb an – das mochte stimmen oder auch nicht – und sie hatte nach eigenen Angaben sogar einige Jahre das englische Gymnasium in Shangoran besucht. Der Oberst dachte: Ihre heilige Einfalt gehört mit zum Spiel, zum Kriegsspiel. Und sie spielt nicht schlecht. Etliche dieser 'Jungfrauen des siebten Himmels' waren nämlich Spioninnen der Taleban, des IS oder einer der anderen der vielen Terrormilizen, die hier neuerdings wie die Pilze aus dem Boden schossen und oft auch so schnell wieder verschwunden waren. Während ihrer einfühlsamen Liebesdienste waren die Mädchen auf militärische Geheimnisse aus. Das war die eine Seite des schmutzigen Spiels, zu dem sie sich freiwillig oder gezwungenermaßen hergaben. Die andere Seite war die Hoffnung, doch noch einen englischen, französischen oder deutschen Mann heiraten zu können – wobei die deutschen Männer aus irgend einem Grund am begehrtesten waren. Auf diese Weise wollten sie ihrem Elend entkommen.

Taifan richtete sich auf. Sie saß jetzt mit übergeschlagenen Beinen und in lässiger Haltung in dem abgenutzten Diwan, in dem ihre zarte Gestalt fast versank. Einer ihrer goldschimmernden Pantöffelchen löste sich und fiel klappernd zu Boden. Ein Sonnenstrahl, durch den er fiel, ließ ihn für den Bruchteil einer Sekunde kostbar aufleuchten. Taifans pralle, wohlgeformten Unterschenkel zeichneten sich ungemein verführerisch unter dem Hosenstoff ab.

„Ohhh!“

Der Oberst stöhnte wollüstig auf. Eine Weile noch versuchte er, der Verführung zu widerstehen. Doch schon bald gab er sich geschlagen. Er rutschte vom Diwan, ließ sich auf die Knie nieder und umschlang Taifans Beine, die er gierig mit Küssen bedeckte. Diese perfekten Gliedmaßen, dieser braune, nackte, duftende Fuß mit den perlmuttartig lackierten Nägeln schienen ihn aufs Äußerste zu erregen. Wie ein tödlich verliebter Gymnasiast stammelte er unverständliche Worte. Er nahm den goldenen Schuh mit vor Begierde zitternden Händen auf, steckte seine Nase hinein und schnüffelte hingebungsvoll. Dann bedeckte er auch den Fuß mit Küssen.

Ja, Oberst Friedrich Weizenkorn war ein Fuß-Fetischist. Daran ließ sich nun nichts mehr ändern, und mittlerweile empfand er wegen dieser Abartigkeit auch keine Gewissensbisse mehr. Er sagte sich: Wenn mich ein Gott so geschaffen hat, wird er nicht unbedacht gehandelt haben. Ich erkenne nur den Sinn in seinem Tun noch nicht.

Das war natürlich Unsinn, denn er glaubte an keinen Gott.

Allerdings – seine Ehe war aus diesem Grund eine sexuelle Katastrophe. Für dergleichen ausgefallene Raffinessen hatte seine Frau, die aus einem Kaff in Ostwestfalen-Lippe in der Nähe von Paderborn stammte und eine geborene Niedergesäß war, nun wirklich kein Verständnis. Wenn sie mit ihrem Gatten verkehrte, wie

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

es so unschön heißt, dann nur nach der Devise: In Paderborn nur von vorn, sprich: In der so genannten Missionarsstellung. So hatte er sich für den Auslandseinsatz gemeldet.
Er meinte, es sei immer noch besser, befriedigt bei einem Bombenattentat umzukommen, als unbefriedigt in Paderborn bei lebendigem Leibe zu versauern. Das war also der wirkliche Grund, warum er 'hierher gekommen' war und nicht der, den er dem General a. D. Azamar gesagt hatte. Es hätte auch ein anderes Land sein können. Aber auf keinen Fall das Paderborner Land. Und dann war da noch die nicht unbegründete Aussicht, mit Eichenlaub und Gereralssternen auf den Schulterklappen in den 'Schoß' der Familie zurückzukehren.

Der Oberst, vor Verlangen keuchend, sah jetzt keinen Grund mehr, den Höhepunkt noch weiter hinauszuschieben. Er stand auf, trat zwei Schritte zurück und begann, sich zu entkleiden. Dabei blickte er Taifan mit lüsternen Augen verzückt an.

„Zieh dich aus!“, befahl er heiser.

Die junge Frau sah das betörende Blau seiner Augen und gehorchte. Mit schnellen Bewegungen warf sie den bunten Sarong ab, der ihr als Kopftuch diente. Sie löste das Band ihrer seidenen Hose, die auf ihre golden leuchtenden Beine fiel. Als sie versuchte, den anderen Pantoffel abzustreifen, schwankte sie leicht; es sah aus, als könnte sie im nächsten Moment die Balance zu verlieren. Doch schon sprang der Oberst hinzu, um sie aufzufangen. Behutsam legte er die junge Frau, die leicht wie ein Kind war, auf den Diwan, und sich daneben. Ihre Körper schmiegten sich aneinander, und der Oberst genoss den Blumenduft, der von ihrer Haut ausging, und den Nelkengeschmack ihrer Küsse. In seinen Ohren pulste hörbar das Blut. Für einen Augenblick fürchtete er, die Besinnung zu verlieren. Mit kühnem Griff drückte er Taifan an sich, ihr kleiner Körper erbebte unter dem bald nachgebenden, bald drängenden, bald wild fordernden Ansturm seiner Liebkosungen. Sie stöhnte leise mit ihrer zarten Kinderstimme. Langsam öffnete sie die Beine...

Durch das halb geöffnete Fenster drang das Sonnenlicht wie eine Flut flüssigen Goldes. Auf dem Boden lag ein luftig-helles Dreieck. Von draußen, nahe beim Fenster, drangen ungewohnte Geräusche herein. Ein Gärtner bemühte sich, etwas Ordnung in das zugewucherte Grünzeug zu bringen. Die Rufe der Rikschafahrer wehten herein, irgendwo schnatterte aufgeregt eine Schar Gänse.

Der Oberst hörte das alles nicht mehr. Zu sehr nahmen ihn jetzt Taifans Waden in Anspruch.

Der Himmelsfleck auf dem Boden war weitergewandert und zum diamond, zur Raute geworden. Sie lagen eng aneinander geschmiegt; sein rechtes Bein ruhte fest zwischen ihren Schenkeln. Das Schweigen dauerte schon eine ganze Weile, sodass ihn ihre Stimme jetzt überraschte.

„Fied-rick...“

Der Oberst musste lachen. „Nenn´ mich einfach Fidi“, sagte er, „das fällt deiner süßen Zunge leichter!“

Sie drehte sich zu ihm hin. Mit einer Haarsträhne kitzelte sie seine Nasenspitze.

„Fidi, deine Frau in Deutschland, ist sie schön?“

Vielleicht war es gar nicht ihre Stimme, die ihn so überraschte, sondern die Frage. Die anderen Frauen hatten 'danach' meist gefragt: Ahnt deine Frau etwas? oder: Liebst du deine Frau noch? Oder gar: Liebst du deine Frau mehr als mich?

Der Oberst dachte amüsiert: Für Taifan ist also Schönheit wichtiger als Moral und Liebesbekundungen und der ganze Humbug, der im Westen um die eheliche Treue veranstaltet wird.

Dabei konnte er an Taifan beim besten Willen nichts Unmoralisches erkennen. Sie war eben ein Kind Asiens, mit der ganzen Unbekümmertheit eines Menschen, der nur für den Moment lebt. Was kümmerte sie Religion, Konvention und das alberne Was-werden wohl-die-Leute-sagen? Aber gerade diese Leichtlebigkeit fand er an Taifan so erfrischend. Moralische Bedenken, sagte er sich, kann ich auch noch kultivieren, wenn ich für das Andere zu alt bin. Moral war für ihn nur eine Potenzschwäche.

„Fidi, ist deine Frau schön?“

Der Oberst blickte ein wenig irritiert auf und dachte nach. Ist meine Frau schön? Kann eine Frau mit

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

Doppelkinn und Stubsnase schön sein? Oder wenigstens gut aussehend?

„Schwierige Frage, mein Kind!“, murmelte er zerstreut. „Wenn er ehrlich bin: Ich weiß es nicht.“ Möglicherweise hatte es ihn auch nie sonderlich interessiert. „Frag mich was Leichteres!“

Angestrengt versuchte er jetzt, sich das Bild seiner Frau vor Augen zu führen, doch der Bildschirm blieb leer. Er hatte seine Frau buchstäblich aus den Augen verloren. Erschüttert stellte er fest, dass zwei Jahre der Trennung die Erinnerung an sie fast vollständig ausgelöscht hatten. Gut, ihr Foto stand auf seinem Schreibtisch. Aber im Grunde stand es nur da, weil der Schreibtisch eines Offiziers ohne Foto mit Frau und Kindern Anlass zu allerlei falschen Vermutungen gibt. Nur – wann hatte er das letzte Mal darauf geschaut?

„Wenn deine Frau nicht schön ist, warum hast du sie dann überhaupt geheiratet?“

"Ja, zum Teufel, warum habe ich sie überhaupt geheiratet?"

Er dachte eine Weile nach, dann begann er:

Er hatte geheiratet, weil ein karrierebewusster Offizier eben in gut bürgerlichen Verhältnissen zu leben hatte – wenn er gar von Adel war, erst recht. Er war zwar von Adel, aber er hatte kein Geld. Dumm, äußerst dumm. Die Familie seiner Frau hingegen ließ in dieser Hinsicht keine Wünsche übrig – sie besaß Geld, aber keinen Adel. Dafür allerdings ein gerüttelt Maß an Überheblichkeit. Sein Schwiegervater, ein Börsenspekulant mit vielen guten Papieren und noch mehr schlechten Manieren, brüstete sich vor Gästen – die übrigens aus dem gleichen Holz geschnitzt waren – so laut, dass es noch in der Nachbarvilla zu hören war: „Kinder, gestern hab´ ich tausend Euro für nichts und wieder nichts ausgegeben, hahaha!“ Dann öffnete er den Sack fauler Sprüche, den er immer bei sich trug, und haute solche Sachen heraus wie: „Ich hab´ mal wieder ´nen Bargeldstau!“ oder: „Reich werden erfordert Körper und Geiz!“

Allein das Lachen ließ dem Schwiegersohn in spe das Blut in den Adern gefrieren... Schwamm drüber! So wurde ein fairer Handel eingefädelt und das 'Von' gegen eine üppige Mitgift eingetauscht.

Der Oberst schwieg.

Taifan schien eingeschlafen zu sein. Ihr kleiner Busen hob und senkte sich im Gleichmaß ihrer Atemzüge. Der Oberst beugte sich über sie. Durch die zu einem schmalen Spalt verengten Lider schimmerten die Pupillen durch. Es sah aus, als starre sie ihn an.

„Fidisahib, bist du noch da?“ Taifan war wieder wach. Die Ruhe hatte sie geweckt. Oder hatte sie gar nicht geschlafen?

„Wie... Was... Natürlich!“ Weizenkorn schreckte aus seinen Gedanken hoch. „Was wolltest du wissen? Ach ja... Weißt du, mein Täubchen, ich kann mich tatsächlich nicht mehr erinnern, wirklich nicht.“

„Fidi, jetzt lügst du! Das glaub´ ich nicht!“

„Doch, es ist so, wie ich sage!“

Die nächste Frage war schon vorprogrammiert.

„Liebst du sie noch?“

Der Oberst lachte gekünstelt und beugte sich über sie, um ihr die Schläfe zu küssen.

„Du stellst Fragen!“

Aber auch diese Frage konnte er vor sich nicht eindeutig beantworten. Wenn er sie jemals wirklich geliebt hatte, dann war diese Liebe jetzt zugeschüttet von einem Berg kleiner Alltagsnichtigkeiten. Und einem großen Problem.

Von draußen drang rohes Gelächter, vermischt mit dem Geräusch zersplitternden Glases, herein. Weizenkorn richtete sich auf und blickte aus dem Fenster. Einige offenbar betrunkene Männer des Sicherheitsdienstes, die nicht seiner militärischen Befehlsgewalt unterstanden, zerschmissen leere Bierflaschen an der Wand einer Lagerhalle. Er schloss das Fenster und kroch wieder zu Taifan unter die Decke.

Taifan hatte sein Zögern verstanden. „Wenn du sie nicht liebst, warum lässt du dich dann nicht scheiden? Oder bin ich dir nicht schön genug?“

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

War Taifan schön?

Der Oberst nahm ihre Hand, die wieder mit der Haarsträhne vor seiner Nase herumfuchtelte, beiseite. Er blickte sie an. Der halb geschlossene schwarze Wimpernkranz ihrer Augen verlieh ihrem Gesicht etwas Katzenhaftes. Er befand: Sie ist hübsch, aber nicht schön. Dazu fehlt ihrem allzu glatten Gesicht die geistige Dimension.

Taifan schmollte. „Warum sagst du nichts?“

„Ach weißt du, in meinem Alter spielt Schönheit bei einer Frau nicht die große Rolle mehr“, log er ohne rot zu werden, „es kommt darauf an, the base is right.“ Er zögerte. „Und bei meiner Frau und mir hat sie leider nicht gestimmt.“

Taifan schien nicht verstanden zu haben, denn sie kicherte einfältig. Vielleicht bereitete ihr auch das Englische des Obersten Schwierigkeiten.

„Dann tu´s doch! Lass dich scheiden! Wo ist denn da ein Problem?“

„Taifan, Täubchen, das stellst du dir zu einfach vor!“

Taifan Täubchen warf die Lippen auf. „Was soll daran nicht einfach sein? Du könntest mich heiraten, ich gehe mit dir nach old germany, und ich würde dich glücklich machen.“

Der Oberst unterdrückte ein Grinsen. Sie kommt schnell zur Sache, dachte er amüsiert. „Nun höre mir mal gut zu, du Blume Asiens! In spätestens zwei Jahren ist mein Auftrag hier beendet, dann muss ich wieder zurück nach old germany. Willst du für den Rest deines Lebens eine zweite Madame Butterfly spielen?“

„Wer ist Madame Butterfly? Ist sie schön?“

Über so viel gespielte Einfalt musste der Oberst jetzt doch herzhaft lachen. „Mal mehr, mal weniger. Sie ist eine tragische Opernfigur aus Japan, die von ihrem amerikanischen Liebhaber erst geheiratet und dann sitzengelassen wurde.“

„Oh, das ist ja furchtbar!“ Taifan runzelte die Stirn. „Ich weiß! Du würdest mich auch sitzenlassen! Ihr Männer seid doch alle gleich. Fidisahib, das hätte ich nicht von dir gedacht!“ Ihr Kummer war nicht echt, aber gut gespielt.

„My dear! Was redest du da! Ich würde dich natürlich mitnehmen – wenn ich könnte! Aber es geht nicht.“

„Es ginge schon, aber du willst nicht.“

„Wenn ich es doch sage! Es geht nicht!“

„Und warum nicht?“

„Weil es nicht geht!“

Taifan sah ihren Liebhaber mit gekonntem Schlafzimmerblick an. „Fidi, du schaffst es noch, dass ich heute Nacht traurig bin und weinen muss!“

„Das wäre natürlich das Schlimmste, was diesem Lande noch passieren könnte.“

Jetzt bloß kein falsches Wort, dachte er. Um Zeit zum Überlegen zu gewinnen, schlug er vor: „Wie wär´s mit einer kleinen Erfrischung? Ich hol´ uns erst mal was zu trinken! Sonst komm´ ich noch um vor Durst. My honey, was möchtest du haben?“

„Am besten kalten Tee mit Schuss – na, du weißt schon, welchen. Aber nicht zu viel! Sonst werd´ ich wieder müde!“

Der Oberst stieg in seine Hose und machte sich auf die Socken. Als er aus der Tür trat, war der scheeläugige Gärtner gerade dabei, auf einem Tischchen eine Vase mit Blumen aufzustellen. Weizenkorn stutzte. Was ist denn das? Seit wann werden hier im Flur Vasen mit Blumen aufgestellt? Doch er war innerlich zu sehr mit sich und der Kleinen beschäftigt, um über diesen Anachronismus weiter nachzudenken.

Plötzlich kam ihm eine Idee...

Die Kleine ist doch ein ganz durchtriebenes Aas, dachte er. Wenn die nicht für irgendwelche obskuren Hintermänner arbeitet, fress´ ich´n Besen!

Mit einem Reisbecher Tee sowie einer Flasche lauwarmes Bier kam er zurück. Taifan saß mit hoch gezogenen Beinen, das Hemd über den Knien, auf dem Diwan. Sie rauchte. Der süßliche Duft des Opiums

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

verbreitete sich im Zimmer. Obwohl der Oberst selbst nicht rauchte, empfand er den Duft jetzt als ausgesprochen angenehm.

„Und warum geht es nicht?“, fragte Taifan über den Teebecher hinweg. Sie ließ nicht locker, doch jetzt kam ihre Hartnäckigkeit dem Oberst sehr entgegen.

Mit seiner Koppelschnalle sprengte der Oberst die Verschlusskappe der Bierflasche ab und nahm einige kräftige Züge. Dann sagte er:

„Schau, Taifan-Kind, es verhält sich so. In Deutschland würdest du keine dauerhafte Bleibeberechtigung bekommen, denn dein Heimatland gilt bei uns immer noch als teilweise sicheres Herkunftsland. Eine Möglichkeit wäre, ich heirate dich tatsächlich. Aber daran ist jetzt erst einmal nicht zu denken.“

„Wie heißt deine Frau eigentlich?“

„Mathilde.“

„Mathilde“, flüsterte Taifan, „was bedeutet das?“

Das war wieder eine dieser leichten Fragen, zu denen sich nur schwer eine Antwort finden lässt, zumindest aus dem Handgelenk. „Die Heldenhafte“, antwortete der Oberst auf gut Glück.

Doch Taifan schien die Antwort schon nicht mehr zu interessieren. „Besteht denn wirklich keine Chance für mich?“ Über ihre glatte Wange kullerte eine entzückende Träne.

Der Oberst tat, als überlege er. Schließlich sagte er: „Hm... Nun ja... Ich könnte meiner Frau schreiben“, log er. „Vielleicht willigt sie ja doch ein.“

Taifun sprang begeistert auf und fiel ihm um den Hals. Dabei fiel wie zufällig ihr Hemd zu Boden, „O Fidisahib, my dear, Liebster“, zwitscherte sie beglückt, „das würdest du wirklich für mich tun? Das wäre ja wunderbar!“ Sie drückte ihm einen heißen Kuss auf die Stirn. „Duset daaram!“ rief sie pathetisch in ihrer Muttersprache, „ich liebe dich!“

Ich muss mich beeilen, dachte der Oberst, bevor ihr das Opium den Verstand völlig benebelt.

„Gut, ich schreibe ihr. Allerdings... Nehmen wir einmal an, meine Frau weigert sich. Und zwingen kann ich sie nicht. Was machen wir dann? Siehst du!“

„Ja, was machen wir dann?“ Taifans flinke Finger erstarrten.

Der Oberst legte scheinbar grübelnd die Hand ans Kinn. „Da kommt mir eine Idee!“

„Was meinst du?“ Taifan rückte ihren heißen Körper wieder näher an den Oberst heran.

„Die Idee ist noch nicht zuende gedacht... Hm... Ich könnte dich als politisch verfolgt erklären und in der deutschen Botschaft unterbringen. Der Botschafter ist ein guter Bekannter von mir und wird sich um die Papiere kümmern. Deine Ausreise nach Deutschland wäre dann so gut wie sicher. In zwei Jahren komme ich nach, und alles weitere wird sich finden.“

„Politisch verfolgt? Fidisahib, werde ich denn politisch verfolgt? Ist das nicht ziemlich gefährlich?“

Weizenkorn lachte. „Ich hoffe doch nicht!“

„Wie soll das denn gehen?“

„Ich sagte doch gerade, das weiß ich noch nicht! Lass mich nachdenken... Nehmen wir einmal an – rein theoretisch natürlich – du würdest jemanden verraten, jemand mit Macht und Einfluss. Daraufhin fürchtest du seine Rache. Wir beide wissen, wie wenig das Leben einer Frau hier wert ist, und gar, wenn es sich um eine Verräterin handelt...“

Taifan sprang mit einem Satz von seinen Knien und blieb vor ihm stehen. „Worauf willst du hinaus?“ Ihr naives Gehabe war auf einmal verschwunden.

„Halt die Beine still und setz dich!“, befahl der Oberst.

Sie setzte sich und blickte Weizenkorn argwöhnisch an.

„Sag mal, Taifan, ihr... Mädchen hier, für wen arbeitet ihr?“

„Ich verstehe nicht.“

„Gut, ich frag´ mal anders – wer beschützt euch?“

„Unsere Brüder! Wer denn sonst!“

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

„Na klar! Eure Brüder! Wie viele Brüder hast du denn? Und wie heißen sie? Na?“

Taifan sah ein, dass sie in der Falle saß. „Was willst du?“

Ich muss jetzt auf volles Risiko gehen, dachte der Oberst. Entweder es geht gut, oder ich kann meine Koffer packen. Außerdem verrate ich ja nichts, was die Gegenseite nicht schon weiß.

„In der Garnison existiert ein Maulwurf, ein Spion, ein Verräter, der etliche meiner Leute auf dem Gewissen hat. Sehr unangenehme Sache. Gerade vorgestern sind fünf meiner besten Leute ums Leben gekommen, weil ihr Patrouillengang verraten wurde.“

Der Lärm draußen hatte aufgehört, es war jetzt sehr still in dem Zimmer. Weizenkorn öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen. „Der Verräter muss jemand sein, der an den geheimen Dienstbesprechungen teilnimmt, also ein Mitglied des Führungsstabes. Dieser unbekannte Jemand muss außerdem Verbindungen zur Terrororganisation Seif al-Islam haben. Bisher tappe ich völlig im Dunkeln, um wen es sich da handeln könnte. Aber eines ist sicher: Wenn dieser Jemand nicht bald enttarnt wird, komme ich in Teufels Küche, und dann ade´, schöne Taifan, und ade´, old germany!“

„Und was habe ich damit zu tun?“, fragte die junge Frau mit unbewegtem Gesicht. Doch ihre Hand zitterte.

Sie hat angebissen!, jubelte der Oberst stumm. War einfacher, als ich dachte. Jetzt gibt es kein Zurück mehr!

„Hm... nun ja...“ – der Oberst rang nach Worten, um ihren Stolz nicht zu verletzen – „ich meine, du hast doch hier allerlei Männerbekanntschaften. Kannst du dich nicht mal ein bisschen umhören?“

„Ich wüsste nicht, wie!“

„Teifanschatz, nun stell dich nicht so arg dumm! Du bringst deine erotischen Fähigkeiten ins Spiel, erhöhst die Opiumdosen ein wenig, die du deinen Liebhabern in den Tee schüttest, stellst ein paar entsprechende Fragen – mit aller gebotenen Vorsicht natürlich – da wäre es doch gelacht, wenn nicht der eine oder andere deiner Verehrer mal aus dem Nähkästchen plauderte!“

Taifanschatz warf dem Oberst einen schnellen Blick zu, der sie verriet. Sie weiß etwas, dachte er. Sollte sie etwa selbst die Plaudertasche sein? Ich werde möglichst schnell ihre Männerbekanntschaften aus dem Stab überprüfen lassen... Oder sollte es etwa einer ihrer so genannten 'Brüder' sein... Womöglich erübrigt sich ja dann dieser ganze Heiratsquatsch.

Taifan saß mit eingezogener Unterlippe da und betrachtete ihre krallenlangen Fingernägel. Schließlich sagte sie: „Nehmen wir mal an, ich tu´s. Ich arbeite für dich. Würdest du mich dann wirklich mit nach Deutschland nehmen?“

„Aber natürlich, mein Schatz!“

„Schwöre es!“

Weizenkorn atmete schwer. „Ich schwör´s!“ Schließlich war Krieg, und im Krieg heiligt der Zweck die Mittel.

Entweder war´s das Opium, oder Weizenkorns unheiliger Schwur. Taifun ließ sich entspann zurück in den Diwan fallen. „Germany... old germany...“, flüsterte sie ehrfurchtsvoll. „Sag einmal, Fidisahib, wie heißt eigentlich deine Heimatstadt?“

„Paderborn.“

„Und wo liegt das?“

„Irgendwo hinter den Bergen“, sagte er der Einfachheit halber.

„Pa-da-boon!“, stammelte sie verzückt und fing an, aufs Geratewohl drauflos zu schwatzen. Welche Kleider sie sich in Pa-da-boon kaufen würde, wie sie gerne wohnen wollte, sie schwatzte von gelben Untergrundbahnen und zweistöckigen roten Autobussen.

Der Oberst zog sich an. „Also abgemacht!“ sagte er, als er fertig war. Er nahm einen Hundert-Dollar-Schein aus seiner Jackentasche, rollte ihn zusammen und steckte ihn in den Ausschnitt ihres Hemdes zwischen die spitzen Brüste. Dabei dachte er: Doppelt genäht hält besser. Sollte sie mir nicht glauben – an die Dollars glaubt sie bestimmt.

Taifan oder Liebe im Zeichen des silbernen Schwertes

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).